Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 19

Artikel: Das Gelübde

Autor: Odermatt, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637711

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Gruyère liegt nicht an dem breiten Fremden- und Touristenstrom; es widerstrebt ihr, sich hervorzudrängen und ihre Reize zur Schau zu tragen. So lange sie kein Grand Hotel mit Salons und Tea-Rooms duldet, hat sie auch die elegante Fremdenwelt nicht zu fürchten — und das ist es eben, was sie uns so lieb und teuer macht. Wir müssen sie aufsuchen, beschaulich durchwandern, auf ihre leicht erreichbaren Gipfel steigen, am Abend um die Herdfeuer mit den Armaillis plaudern, dann erschließt sie uns ihre wunderbare einzigartige Schönheit. Der pastorale Zauber jener guten alten Zeit, wie wir ihn etwa beim Beschauen der Freudenberger Bilder empfinden, liegt noch heute über diesem idyllischen Land; Schalmeien, Herdenglocken und die schönsten Hirtenlieder wiederhallen jetzt noch in ihren Felsen. Die Gruyère ist eine verborgene Blume von seltener Farbe im Kranz der Naturschönheiten unserer Heimat.

Was soll ich dir noch erzählen von dem versonnenen alten Städtchen? Geh' hin und schau dir selbst das Kleinod von Ritterschloß an, wie es von seinen kunstverständigen Besitzern so unverfälscht erhalten blieb. Du wirst staunen ob der Dicke seiner Mauern, ob der Pracht seines hohen Rittersaales und ob seines riesigen Kamins, wo man ganze Ochsen gebraten haben soll. Doch auch das Städtchen selbst durchgehe aufmerksam. Du wirst deine helle Freude haben an der Blumenfülle vor den gotischen Fenstern und an dem mit symbolischen Figurinen geschmückten Chalamalahaus. Dem Wappentier, der reizenden Grue, begegnest du auf jedem Schritt. In Stein gehauen, ziert sie Fassaden und Portale, aus Holz geschnitzt die Giebel der Bauernhäuser und als Motiv in kunstvollen Handstickereien siehst du sie in einem Spitzenladen nahe beim Schloß.

Den ganzen Nachmittag zeichnete ich eifrig in mein Skizzenbuch, es pressierte uns gar nicht, weiter zu gehen, und doch hatten wir noch ein gutes Stück Weg vor uns. Es gelüstete uns nämlich, drüben auf dem Mont Gibloux, jenem sanft ansteigenden waldreichen Höhenrücken, irgendwo in einem Nestchen zu übernachten, um von dort am andern Tag nach Romont und Freiburg weiter zu wandern. Ueber dem Moléson hatten sich inzwischen die Föhnwolken zu einem drohenden Stock zusammengeballt. Giovanni mahnte zum Aufbruch und durch das Agathentor verließen wir das Städtchen. Im Eilschritt durchquerten wir die Ebene und erst weit jenseits Bulle, auf der aussichtsreichen Höhe der Gibloux, hielten wir einen Augenblick inne und schauten zurück. Um die zackigen blauschwarzen Berge donnerte es tief aus schweren Wolken. Ein greller Strahlenbündel der verfinsterten Sonne stahl sich für kurze Zeit durch das aufgestockte Gewölk und beleuchtete in lichter Verklärung Stadt und Burg von Greyerz. Dahinter, als wären sie weit in die Wolken gerückt, ragten die Dolomitentürme der Gastlasen in den grausig-schönen Himmel hinein.

Auf einmal war das Traumbild verschwunden und urplötzlich schienen wir in eine andere Welt versetzt. Wir eilten über eine einsame Heidelandschaft, die sich im fahlen Schein der gewitterhaften Dämmerung unheimlich ausnahm. Im Regen und Sturm der hereinbrechenden Nacht irrten wir auf dem moosigen Höhenplateau und in den Wäldern der Gibloux umher; einen rechten Weg gab es nirgends mehr, kein Mensch und keine Wohnstätte weit und breit. Einmal meinten wir ein Licht zu entdecken, da war es nur ein verglimmendes Mottfeuer. Aufgeschreckte Vögel flatterten manchmal davon und verschwanden wieder in der Finsternis von Zeit zu Zeit tauchten die schwarzen Umrisse einer Torfhütte vor uns auf. Wir glaubten bereits in einem solchen ungastlichen, verlotterten Bretterverschlag unterkriechen zu müssen, da hörten wir auf einmal irgendwo eine Kirchenuhr schlagen — endlich, endlich hörte der Wald auf, wir fanden wieder einen Weg und später die Straße und noch später sahen wir Lichter in der finstern Nacht — und endlich begegneten wir auch wieder einem Menschlein. Sales sei das nächste Dorf, wo man übernachten könne, sagte man uns. Im Schein der Laterne vor dem Gemeindewirtshaus konstatierten wir, daß wir dem Namen dieses Dorfes alle Ehre machten, was uns zwar nicht viel nützen sollte. In der Gaststube, wo es eben noch so geräuschvoll zuging, ward es mäuschenstill, als wir eintraten. „Nous regrettons, il n'y a plus de place". Wir stehen zuerst sprachlos da und ersuchen dann den Wirt, uns doch irgendwo unterzubringen. Es half alles nichts. Man riet uns, mit dem letzten Zug nach Bulle zu fahren. Nein, das gab uns der Kopf nicht zu, dorthin zurückzukehren. „Wie heißt das nächste Dorf in der Richtung Romont?" — „Buisternens." — Also, gut — und weiter ging's in die regnerische Nacht hinaus. Es gab aber so unheimlich viele Weggabelungen und Kreuzwege, daß wir uns in diesem Straßengewirr lange nicht zurecht fanden — wenn zufällig einmal ein Wegweiser kam, kletterte Giovanni daran hinauf und entzifferte mit größter Mühe die Namen. Aber der gute Humor verließ uns nie; es war übrigens nicht das erste Mal, daß uns so etwas passierte. In Graubünden wurden wir einst viermal weitergeschickt und haben es doch am Ende noch so prächtig getroffen. Und so war es auch hier. In Buisternens waren wir gut aufgehoben. Und wie geplant, sind wir am nächsten Tage auf der sonntäglich stillen Straße weit hinab in das fruchtbare Uechtland gewandert. Im Parke des verwaisten Schlosses von Mézières haben wir von den Strapazen vollends ausgeruht und vom Schloß Romont aus sahen wir noch einmal hinein in die grüne Gruyère!

Das Gelübde.

Skizze von Franz Odermatt.

Meine Großmutter rauchte gerne ein Pfeifchen. Sie frönte damit keinem außergewöhnlichen Genuß, denn in unserem Dorfe rauchten viele Frauen Tabak. Heute sieht man das nicht mehr, Sittenprediger freuen sich eines Erfolges, doch wenn sie einen hübschen Backfisch sehen, der die Zigarette artig zu drehen weiß und zwischen weißen Zähnen und roten Lippen den Rauch hervorbläst, blitzt ein Wohlgefallen aus allen Falten ihres sittenstrengen Angesichtes. Das Rauchen war die einzige Abschweifung, die sich meine Großmutter in ihrem strengen Pflicht- und Opferleben gönnte. Der Gegenstand dieser Neigung bestand in einem halbellenlangen Weichselrohr, das oben in ein beinernes Mundstück und unten in einen hübsch geschnitzten Türkenkopf endigte. Eine seidene Quaste mit zwei baumelnden Zöttelein, ein Kunstwerk meiner älteren Schwester, hielt Rohr, Mundstück und Kopf zusammen, wenn die Gewinde lotterig wurden, was jedesmal dann geschah, wenn die Maschine ein Tag lang unbenutzt und unbefeuchtet in der warmen Stube liegen blieb. Schon darum mußte für einen ununterbrochenen Betrieb gesorgt werden.

Meine Großmutter war trotz ihren siebenzig Jahren noch eine muntere Frau und ließ sich nicht leicht bange machen. Sie hatte ihr Leben lang gearbeitet und außer der Arbeit nicht viel Schönes in der Welt gehabt. Sie hatte ihr Leben redlich ausgefüllt und brauchte sich nun vor dem Sterben nicht zu fürchten. Einstmal aber, am Palmsonntag, kam sie nachdenklich und ernst nach Hause. Sie war am Morgen in die Kirche zu ihrer Andacht gegangen. Das feuchte Wetter hatte ihr, ohne daß sie es zugeben wollte, in der letzten Zeit etwas zugesetzt. Sie war dadurch vielleicht empfindlicher, sensibler geworden, jedenfalls ist das eine richtig: Sie nahm an diesem Tage die Predigt schwerer zu Herzen, als es sonst ihre Art war. Der Prediger war auch ein Mann, der es verstand, sich in die Herzen der Frauen hineinzureden. Er war von hoher und schlanker Gestalt, mit wallendem weißem Bart und tiefen dunklen Augen. Seine Stimme konnte donnern und leise säuselnd schmeicheln.

An diesem Palmsonntag, dem letzten Sonntag der vierzigtägigen Fastenzeit, machte er die Gläubigen besonders ein-

dringlich vor den letzten Dingen des Menschen schaudern. „Wie habt Ihr Christi Leiden mitgelebt in dieser Zeit der Gnade und Buße?“ lautete die Frage. Es scheint, daß unsere gute Großmutter, ja sie war wirklich eine gute, wieviel gab sie nur uns Kindern, auf die Frage keine glatte befriedigende Antwort geben durfte, die keinen Rest von Zweifel zurückließ. Sie beschloß daher, das Versäumte nachzuholen, um am Todestage des Herrn und Heilandes nicht arm und ohne Gabe und Opfer vor den Allmächtigen treten zu müssen. Aber wie?

Mit Fasten? Fleisch kam nur am Sonntag auf den Tisch, dreimal Milch und Milchspeisen im Tag. Wahrhaft, die Schwäche würde sie übermannen, wenn sie sich im Essen mehr Abbruch täte. Abtötung des Leibes, Kasteiung? Jetzt war sie im siebenzigsten Jahr und sechsundneunzig Pfund von Gewicht. Als sie mit sechsundzwanzig Jahren in den Ehestand trat, war sie ein dralles Mädchen. Sie diente in der obersten Mühle und mancher Mahlknecht mußte all' sein Ellbogenschmalz zusammennehmen, wenn er mit ihr die Mehlsäcke lupfen wollte. Sie hatte uns Kindern oft von dieser schönen Zeit erzählt.

So war es also recht schwer für sie, ein Opfer zu bringen, eine Entsagung zu üben. Und sie wollte doch etwas tun, mußte etwas tun, so nahe dem Grabe und so arm an guten Werken. Das andere, die Geduld und Treue ihrer Arbeit, konnte sie doch nicht auf diese Rechnung setzen: Das waren Pflichten, redlich erfüllte Pflichten. Sie stand darin gewiß in keinerlei Schuld. Aber Verdienst und Tugend? Gott bewahre sie vor dem Hochmut, daß sie sich etwas so zulegen wollte. Sie dachte lange darüber nach, wie sie ein schickliches Opfer bringen könnte und durchging zu diesem Zwecke die ganze Predigt . . . . . Halt! Hatte er nicht von freiwilligem Verzicht auf alte Gewohnheiten, begleitet von der guten Meinung gesprochen. Gewohnheiten, die keine Sünde sind, aber doch Unarten, und sündhaft dann, wenn wir unser Herz daran hängen? So eine war ihr Rauchen. Gewiß meinte der Pater diese. Also das Rauchen könnte sie zum Opfer bringen, nicht für ihr Leben lang, nur diese Woche, nur während der großen Leidenswoche des Herrn. Sie nahm ihre Pfeife zur Hand. Eine Weile lachte sie das goldig-gelbe Weichselrohr und der geschnitzte Türkenkopf verlockend an. „Eine Einflüsterung des Satans, der das Gute im Menschen zu ersticken sucht“, dachte sie und warf die Pfeife ins knisternde Feuer des großen holzfressenden Kachelofens. So war sie den Versucher los, der sie des frommen Gelübdes, während der heiligen Karwoche keinen Zug mehr aus der Pfeife zu schlürfen, reuig machen könnte. Die Flammen schlugen über dem Pfeifenkopf zusammen und verzehrten ihn und machten ihr so die Qualen der unbußfertigen Sünder im Fegefeuer sinnenfällig.

Dieses Werk frommer Entsagung stimmte sie, wie jede gute Tat, froh und wohlgelaunt. Sie machte aber davon keinerlei hochmütiges Aufheben und erzählte es bloß unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihrer Tochter, meiner Mutter, und von ihr vernahm es meine Schwester, die darüber in hellen Zorn geriet, daß ihre fleißige und so viel bewunderte Arbeit, eben die seidenen Zöttelein, ein unrühmliches Ende im Feuer gefunden hatten. Sie klagte ihr Leid jedem im ganzen Hause, fast jedem Gartenpfosten, und mit der Verehrung des Pater Raphael, des Predigers, räumte sie von Stunde an gründlich auf. Die Großmutter aber focht der Zorn Gretes nicht an. Sie suchte wohl die Aufgebrachte mit Liebe zu beruhigen und schenkte ihr ein altes, gutes Bröschlein, allein das Ding war so ohne Glanz und Gefunkel, daß es meine Schwester fürs erste keines Blickes würdigte und in ihrer bitteren Feindschaft gegen den Prediger verharrte.

Von dem schroffen Zurückweisen ihrer Gunst ward das Wesen der Großmutter aber mehr und mehr verändert, sie zog sich in sich zurück, wurde härter und ging in einem verschlossenen Selbstgenügen an uns Kindern vorüber. Das alles fiel uns darum umsomehr auf, weil die Karwoche, wie immer, eine stille und freudlose Zeit war, man hörte keinen Jodel im Gelände, kaum ein Kinderlachen. Am hohen Donnerstag schwiegen nun auch die Glocken, deren feierliches und klangvolles Geläute uns Kindern freilich weniger an die symbolische religiöse Bedeutung erinnerte, als an die Essenszeit, die mittags, zum Vesper und abends mit der Zeit des Läutens zusammenfiel. Aber an den drei letzten Tagen der Karwoche gab es bei uns, wie es in der ganzen Gegend gäng und gäbe war, kein Vesperbrot, und weil an diesen Tagen die Glocken auch nicht geläutet wurden, deuteten wir diese Stummheit als einen neuen Beweis für den inneren Zusammenhang von Essen und Läuten.

Der erste glocken- und vesperbrotlose Tag schien uns unendlich lang. Von zwölf bis sieben Uhr keinen Bissen im Munde! Und dazu das Umherlungern. Es war nicht gerade öffentliche Arbeitsruhe geboten, doch galt es als unschicklich, an diesem Tage schwere Arbeit zu verrichten und mit Hüst und Hott die Trauer der Christenheit zu stören. Mit jedem weiteren Vorrücken der Stunde schien der Zeiger langsamer und müder zu werden. Es lähmte uns ganz; endlich hockten wir wie Fliegen im Herbst auf den Bänken umher.

Da kam der Vater aus dem Stalle herauf und setzte sich mit zufriedener Miene ans Fenster, öffnete die Flügel und sagte: Den Schnee nimmt es doch obenhinaus! Ja, der Ustag. Heute habe ich wieder zum erstenmal ohne Licht das Vieh gehirtet. Dann hat man es wieder gewonnen, wenn man im Stall kein Licht mehr braucht . . . Frau, ist die Suppe auf dem Feuer? Iä . . . erst halbe sechs? Wie stehen wir heute in der Zeitrechnung . . . Was tut man da Gescheiteres als ein Pfeiflein anzünden.“

Ich wollte nicht behaupten, daß es Absicht gewesen wäre, vielleicht nur die Freude am beginnenden Frühling und am Gedeihen des Viehes im Stalle, was ihn nun veranlaßte ein wenig breitspurig und geräuschvoll die Pfeife auszuklopfen, die Schweinsblase zu öffnen und den dunklen scharfen Tabak behaglich zu hämpfeln, ehe er ihn in die Pfeife füllte. Dann zündete er an und zog den Rauch schmunzelnd ein und blies ihn wieder mit vollen Backen durchs Fenster. „Ich meine, wenn das Rauchen nicht etwas Gottgefälliges wäre, so hätte er den Tabak nicht wachsen lassen,“ ließ er sich nach einer Weile vernehmen, aber das ertrug die Großmutter nicht mehr, sie ging gleich hinaus.

„Du bist ein Plager,“ schalt die Mutter. „Siehst doch, daß sie Langezeit nach der Pfeife hat, mach ihr das Gelüboe nicht noch schwerer.“

„Und wenn ich schuld wäre, daß sie es bräche,“ wollte der Vater erwidern; allein die Mutter bedeutete ihm, seine Zunge vor den Kindern im Zaume zu halten.

(Schluß folgt.)

Der Kampf um den Frieden.

Bericht bis 7. Mai.

Die zu früh totgesagte Räterepublik in München ist also schließlich von Regierungstruppen und grassierendem Hunger erwürgt worden. Der Kommunistenstaat in Budapest hat mit dem Einzug der Rumänen daselbst sein Ende erreicht. Eine spätere Neuauflage bleibt der Weltgeschichte in jedem Falle vorbehalten, als Warnung an die Sieger in Paris, die Prinzipien Wilsons nicht noch mehr zu fälschen als bislang.

Die Extremisten russischer Observanz in München haben, ungetreu dem Testament Eisners, die gewaltsame Entscheidung gesucht und als der Ausgang schlimm zu werden schien, bürgerliche Geiseln ermorden lassen. Der weiße Schrecken wütet in Rachsucht und stellt „Kommunistenführer kurzerhand an die Wand“.